▷ Jaguar plant, neben einem 400 PS-starken Sport-Coupé auch eine Flachdachversion der aktuellen Sechszylinder-Limousinen zu bauen.

▷ Renault stellt 1989 eine zweitürige Variante des Typs 19 vor, die dem VW Corrado wie aus dem Gesicht geschnitten ist.

Die Renaissance auf dem Coupé-Markt kommt den Herstellern gelegen. Nur zu gern steigen sie, nach längerer Pause, jetzt wieder ein ins lukrative Geschäft mit einer Kundschaft, die bereitwillig „mehr Geld für weniger Auto zahlt", wie Verkäufer diese Klientel gern verspotten.

Schon in den sechziger und siebziger Jahren, als neben Massenherstellern wie Opel und Ford, Peugeot und Mercedes, sogar der bayrische Goggomobil-Produzent Hans Glas erfolgreich mehrere Coupé-Varianten anbot, waren die Zweitürer begehrenswerte Statussymbole. Die Käufer dieser Wagen, vermutete damals ein NSU-Direktor, wollten sich wohl deutlich abheben „von einem ordinären Nachbarn, der sich nur eine Limousine leisten kann".

Daran hat sich bis heute nichts geändert. „Da sind schon viele Angeber dabei", gesteht ein Audi-Verkäufer, „die ein bißchen protzen wollen." Die Hersteller lassen sich die oft nur leicht veränderte Karosserieform teuer bezahlen. „Coupé-Preise können sehr viel ungehemmter kalkuliert werden", konstatierte die Fachzeitschrift „auto, motor und sport". Ein „Preisaufschlag von gut 20 Prozent, gemessen an der entsprechenden Limousine", werde „gern akzeptiert".

Vor allem Frauen, haben die Autoverkäufer erkannt, zahlen ohne Murren etwas mehr, wenn ihnen ein Wagen gefällt. Und gerade die Coupés sagen ihnen häufig besonders zu. Von einigen Honda-Modellen wird bereits jedes vierte an eine Fahrerin ausgeliefert.

Auf „möglichst viele weibliche Käufer" hofft auch Audi beim Absatz des neuen Coupés mit dem rettungsringartigen Heckspoiler am pummeligen Hintern. Der teure Rundling mit dem 170 PS starken Vierventilmotor soll den Ingolstädtern helfen, in der Rangliste der Luxusmarken weiter aufzurücken.

Weiter nach vorn will auch Porsche wieder. Aber auf ein neues Luxuscoupé, wie von McKinsey empfohlen, werden Interessenten wohl noch eine Weile warten müssen. Zwar behauptete der im September ausgeschiedene, langjährige Entwicklungschef Helmuth Bott, das Unternehmen habe „noch einiges im Ofen", doch die Konstrukteure im Porsche-Technologiezentrum Weissach winken ab.

Botts Nachfolger Ulrich Bez, von BMW zu Porsche geholt, muß in Wahrheit ganz von vorn anfangen bei der Entwicklung eines neuen Autos. „Und das", prophezeit ein Porsche-Manager, „dauert mindestens noch fünf Jahre."

UNTERHALTUNG

Schmidts Katze

Mit verblüffendem Erfolg singt ein kalifornischer Jazz-Vokalist gegen die Schwere des Daseins an: „Don't Worry, Be Happy".

Der Schmalzbarde aus den fünfziger Jahren, Willy Schneider, riet seinen Landsleuten: „Schütt' die Sorgen in ein Gläschen Wein." 30 Jahre später, der zivilisatorische Fortschritt ist begrenzt, heißt die Ermunterungszeile: „Don't Worry, Be Happy".

Der Tip des kalifornischen Jazz-Vokalisten Bobby McFerrin, 38, ist der Überraschungshit des grauen Herbstes in Deutschland. McFerrins „Don't worry"-Schallplatte „geht sozusagen ab wie

Jazz-Sänger McFerrin
Labsal für die deutsche Seele

Schmidts Katze", sagt Kai Scepanik von der Musikfachhandelskette „World of Music" (Wom).

Gelassen empfiehlt der US-Sänger: Nur keine Aufregung, egal ob du die Miete nicht bezahlen kannst, die Freundin nicht lächelt oder das Bett geklaut ist – „ärgere dich nicht, sei fröhlich".

Fünf aufeinanderfolgende Wochen stand die Platte mit dem beschwörenden Tonfall auf dem ersten Platz der Single-Bestsellerliste. Mitte November war eine Viertelmillion Stück verkauft. „Den Gold-Status haben wir erreicht", freut sich Gert Gliniorz vom Kölner Plattenvertreiber Emi Electrola, „nun gehen wir tierisch auf Platin zu."

„Wir bestellen und bestellen und verkaufen und verkaufen", berichtet der Münchner Wom-Verkäufer Wenzel Stannitz, 24, und ergänzt: „Wir wundern uns und wundern uns."

„Die Branche", so Stannitz, „steht vor einem Rätsel." Das Lied sei nämlich „eher dürftig", das Begleitvideo gar „völliger Quatsch", wenn auch „eine gewisse Leichtigkeit" nicht zu leugnen sei.

Diese Kombination, ergänzt durch eine an karibische Unbeschwertheit erinnernde Melodie, ist's offenbar, wonach die Bundesbürger derzeit lechzen. Die Wurschtigkeit, mit der sich Sänger McFerrin mitten in alle komplizierten Probleme fallen läßt, scheint die deutsche Seele zu erquicken.

Die Discjockeys und Musikprogrammgestalter der Nation haben für die Wohltaten ein feines Gespür. Allein die Radioprogramme der öffentlich-rechtlichen Funkanstalten strahlen den McFerrin-Song, wie die Marktbeobachtungsfirma „media control" zählte, bis zu 130mal pro Woche aus. Der Privatsender „Radio Hamburg" kommt allein auf wenigstens 20 wöchentliche Einsätze.

Der Wurm in aller Ohren verhilft einem Musiker zum Durchbruch, den bislang weltweit nur eine kleine, wenn auch beständige Fan-Gemeinde kannte. McFerrin, dessen Vater 1955 als erster schwarzer Opernsänger von der New Yorker Met verpflichtet wurde, gilt als hochbegabter Jazzsänger. Viermal wählten ihn die Leser des US-Fachblatts „Down Beat" zum besten Vokalisten der Jazz-Szene. Mit der gleichen Beurteilung heimste er dreimal den Schallplatten-Oscar, den „Grammy", ein.

Die Auszeichnungen gelten einem Talent, das a cappella Musik macht. Allein, ohne Band, ohne Begleitgruppe, ohne eigenes Instrument, betritt McFerrin die Bühne, in der einen Hand ein Mikrophon, in der anderen eine Flasche Mineralwasser.

Derart karg bestückt, fabriziert er ein beachtliches Spektrum von Tönen und Klängen. Auf seinen gespannten Wangen spielt er mit den Fingern Schlagzeugsoli, dumpfe Trommelwirbel erzeugt er mit Daumenschlägen gegen die Brust, mit dem Mikrophon streicht er an seinem Bart, daß es wie eine anfahrende Dampflok zischt. Dazu schwingt er bravourös seine Stimmbänder, die vier Oktaven umfassen. Mal klingt es „wie ein Vogel", mal „wie eine Trompete", staunte „Newsweek", und die „Welt" befand: „Es kekkert, kollert, trillert."

All diese Fertigkeiten setzte der Vokalartist, für den Musik „eine Form der Meditation" ist, auch in seinem „Don't worry"-Gassenhauer ein. Die achtspurige Studio-Aufnahme ist so perfekt gelungen, daß der Zuhörer, schrieb „Rolling Stone", „wahrscheinlich nicht einmal bemerkt", daß McFerrin „vergessen hat, eine Band mitzubringen".

Der Künstler hat sich nach seiner letzten Konzertreise ins heimische San Francisco zurückgezogen, spielt mit Ehefrau Debbie „Scrabble" und plant, einem Zwölfer-Chor seine Tontechniken beizubringen. Dies „Voicestra" will er dann als Repräsentant „meiner Musik auf Tournee schicken, damit ich zu Hause bleiben kann". ◆